Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 41

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646606

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41
XVI. Jahrgang
1926

Bern
9. Oktober
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Heimat.

Von U. W. Zürcher.

O Berge, hohe Heimat!
O lichtdurchflutet Land,
Wo meine wunde Seele
Stets Trost und Stärkung fand.

Dort unten jagt die Menge
Nach Schein und leerer Lust;
Hier atmet ew'gen Frieden
Die menschenmüde Brust.

Hier ragen Fels und Firnen
Ins weite Blau hinein;
Wie Erdenaugen leuchtet
Der Seelein heller Schein.

Und weich und braungrüngolden
Schmiegt Moos sich ins Gestein
Und ladet stille Wandrer
Zur Rast und Ruhe ein.

O Klarheit, Glanz und Stille,
Bleibt mir dort unten treu!
Begleitet, was ich schaffe,
Und schafft mich selber neu.

Die Geschichte des Heinrich Lentz.

Von Alfred Huggenberger. 16

Es gab nun eine mühselige Stille, worauf sie, halb zu sich selber sprechend, nachdenklich begann: „Wenn man eine Sache bloß um Geld gekauft hat, oder ererbt oder sonstwie bekommen, ja das ist etwas anderes. Aber ich kann da an keinem Aeckerlein vorbeigehen, an keinem Wiesenrain, an keinem Baum, ohne daß ich bei mir denke: hast du nicht zuviel dafür gegeben?"

Sie wurde plötzlich erregt und schleuderte die Worte bitter und heftig heraus: „Meine junge Zeit hab' ich dafür gegeben! Meinen Mädchenhochmut hab' ich dafür gegeben!"

Gleich bezwang sie sich wieder. Aber aus ihrem ganzen Wesen zitterte es von Zorn und Weh. „Es zerbricht etwas da drinnen, wenn man zu viel erleben muß. Und es geht nie ganz vorbei. Wenn ich hundert Jahre alt werde, es geht nicht vorbei. — O, ich hab' mir in meiner Dummheit gedacht: man muß nur nicht zu viel wollen! Mit den jungen Träumen, mit denen bin ich ja schon fertig gewesen. Und ich hab' mir gedacht: ihn ein wenig gern zu haben, halt mehr so wie ein Kind den Vater gern hat, das bringst du schon fertig. — Aber nach dem Gernhaben hat er ja gar nicht gefragt. Nur für seine wüste alte Gier bin ich ihm gut gewesen, auf meiner Seele ist er herumgetrampelt. Wie ein Tier hat er mich angehaucht..."

Heinrich saß wie erschlagen und wagte kaum etwa mit einem scheuen Blick nach ihr hinüber zu sehen. Sie hatte das Gesicht jetzt auf einen Arm hingelegt und war ruhiger geworden. Nur ein leises Schluchzen erschütterte von Zeit zu Zeit ihren Körper.

Es kam ihm vor, als hätte er vom Leben bis heute gar nichts gewußt, und nun müsse er plötzlich in seine ganze Roheit hineinsehen.

Sie stand langsam auf, wie von einem klaren inneren Willen beraten und gefestigt. Noch von Heinrich abgewendet, trocknete sie ihr Gesicht und band die lose gewordenen Zöpfe besser auf. Dann trat sie zu ihm hin und sagte weich und freundlich: „Willst du jetzt nicht heimgehen? Ich glaube, es wäre besser. Und so dumme Sachen hätte ich dir gar nicht sagen sollen. Als ob mir dann jemand helfen könnte!"

Er faßte zärtlich ihre Hand. Seine bittenden Augen fragten: „Jetzt schon?"...

„Und müde bin ich auch", fuhr sie unbeirrt weiter. „Müde bis zum Totsein."

Ohne Widerrede stand er auf. „Ja, ja, du mußt jetzt schlafen, das tut dir gut."

Sie schmiegte sich noch einmal warm an ihn. „Ich bin doch froh, daß du dagewesen bist. Ich hätte gar nicht gewußt, was ich denken müßte. Wenn ich dann sehe, daß es sich besser schickt, schreib' ich dir. Nur ein paar Worte, du wirst es ja schon verstehen. Man weiß doch nie, von wem so ein Brief geöffnet wird, da wäre es dumm, wenn zu viel drin stünde."

Noch eine kleine Weile schenkte sie ihm stillschweigend ihre liebe Nähe. Dann geleitete sie ihn hinaus.

Beim letzten Abschiednehmen im Hausgang, in den aus der halboffenen Stube ein wenig Licht fiel, konnte er die

gedrückte Bemerkung nicht zurückhalten: „Wegen dem andern werden wir ja dann schon einer Meinung werden."

„Ja, ja, gewiß werden wir auf das Rechte kommen", erwiderte sie leichthin. „Es ist mir jetzt auf einmal ganz federleicht geworden."

So federleicht war es Heinrich nun allerdings nicht zumute, während er durch das stille Dorf hinausschritt. Er wußte nur zu gut, daß sie mit dem „Rechten" etwas anderes gemeint hatte als er.

Er sah sich selber im Geiste, wie er mit dem aufgeschienten Pflug diese selbe Straße fuhr, am heitern, hellichten Tage. Und die Leute standen an den Fenstern und unter den offenen Scheunentörchen und machten ihre Sprüche. Der Jakob Mauch und der Gemeinderat Sieber; der Förster Steinli unter seiner schmutzigen Schirmkappe und der ortsfremde Schneider Gerteis, dem er einmal im „Schäfliadler" vorgehalten hatte, nach Kasparshub kämen nur die als Schamauchen*) zu wohnen, für die man auf der übrigen Welt kein schlecht genuges Loch gefunden.

„Ich müßte meinen Karakter am ersten besten Wegweiser aufhängen", sagte er überlaut zu sich selber.

Sechzehntes Kapitel.

Von Plänen, Hoffnungen und zweierlei Eigensinn.

In den nächsten Tagen und Wochen richtete Heinrich seinen Mut und seine Zuversicht an strenger Arbeit nach und nach ein wenig auf; er hielt es für ganz unmöglich, daß Sabine in ihrem Eigensinn verharren werde. Mit Kleinert zusammen hatte er auf den Winter das Fällen eines größeren Hochwald-Bestandes im Zachenrieter Staatsforst übernommen, ein schöner Verdienst war sicher vorauszurechnen. Nun schaffte er beinahe Tag und Nacht, um mit den Herbstarbeiten ja recht frühzeitig zu Ende zu kommen und nebenher noch möglichst viel im Taglohn herauszuschlagen. An einer kleinen Gütergant, die in diese Zeit fiel, kaufte er auf Abzahlung ein an die Einfangwiese grenzendes Stück Wiesland zu, ohne mit der Schwester vorher auch nur mit einem Wort Rücksprache genommen zu haben.

Annette war über sein neues Wesen nur zum Teil erbaut, besonders da er jetzt auch wieder anfing, dem Geld nachzufragen. Sie habe zu krangeln**) genug, um den Zins richten zu können, jammerte sie, und wenn er hinter ihrem Rücken Landschulden mache, könne sie nichts dafür, wenn man in die Krott***) hineinkomme. Aber er sagte nur dazu, was er selber kaufe, werde er auch selber bezahlen.

Den Grund seiner Veränderung suchte sie nicht am unrechten Orte, obschon sie es sich nicht recht zu erklären vermochte, daß ein angehender Hochzeiter einen Sonntag nach dem andern wie ein Einsiedler zu Hause sitzen könne. Jeden Tag gab sie ihm zu verstehen, wenn er allenfalls am Heiraten herummache, so wisse sie auch, was sie zu tun habe. Sie habe sich bis heute bloß ihm zuliebe zurückgezogen. An Anlässen hätte es ihr eineweg nicht gefehlt. Heinrich bedauerte jetzt im stillen, ihre Drohung so wenig ernst nehmen zu können; denn er wußte wohl, daß es in dieser Sache an ihrem guten Willen noch nie gefehlt hatte.

*) Hintersässen, Nichtbürger.
**) sorgen, sich plagen.
***) mißliche Umstände.

Es kam nun auch unversehens eine kleine Baulust über ihn. Er sprach ernstlich davon, daß im Frühjahr der Stall vergrößert werden müsse. Unter fünf Stück tue er es in Zukunft nicht. Das seit Jahren schief in den Angeln hängende Scheunentor mußte vom Zimmermann Herger in Ordnung gebracht und mit neuen Leisten versehen werden, worauf er es, dem Beispiel des Konrad Kümmerli nebenan folgend, mit rotbrauner Farbe bemalte. Und da er einmal am Anstreichen war, mußten auch die Fensterläden daran, für die er ein schönes Hellgrün wählte. Es kam ihm wirklich vor, als ob nun das ganze Dorf viel stattlicher aussähe.

Daneben wartete er mit steigender Ungeduld auf den Brief von Sabine. Wenn er den Briefträger Fehr die Gasse heraufkommen sah, gab er womöglich hinterm angelehnten Scheunentörchen auf ihn acht und war jedesmal tief enttäuscht, wenn er am Hause vorbeiging.

„Es paßt ihr jetzt noch nicht", tröstete er sich, fand aber mit der Weile doch, daß es nun bald an der Zeit wäre. Heimlich hegte er die leise Hoffnung, Sabine würde durch Zufall oder mit Absicht einmal ins Dorf kommen und die Veränderung an seinem Heimwesen wahrnehmen.

Als er eines Abends ziemlich spät von der Taglohnarbeit heimkam, lag ein aufgebrochener grauer Briefumschlag auf dem Tisch und daneben ein bereits mit vielen Fingerabdrücken versehenes Zettelchen, das den kaum mehr leserlichen Bleistiftvermerk trug: „Man erwartet dich also. Nebst Gruß! S."

„Deine Witfrau hätte halt besser adressieren sollen", bemerkte Annette boshaft. „Der Fehr hat mit dem Brief im ganzen Dorf herum hausiert, bis er endlich die Nummer da hinter dem Namen sah, das 3."

Sie deutete auf einen neben dem Wandkasten stehenden Stuhl, auf dem Heinrichs Sonntagsanzug nebst einem sauberen Leinenkragen bereit lag. „Es wird denkwohl pressieren mit dem, was du zu machen hast", giftelte sie. „Man kommt solchen Herren halt doch hinter die Schliche, wenn sie schon so duckmäuserisch tun und die ganze Welt zum Narren halten wollen. Denn eine gewisse Witfrau holt ihren Kaffee sonst nicht bei der Neideggerin und gafft nachher in Häuser hinein. Es gibt ja auch einen Laden in Kasparshub."

Heinrich sagte nicht ein Wort dazu; er nahm die Kleider zusammen und ging ohne Gutnacht zu Bette. Denn da es Samstag war, so verstand es sich von selber, daß sie den Sonntagabend gemeint hatte.

Er konnte andern Tages kaum das Zunachten abwarten und fütterte das Vieh eine Stunde früher als sonst.

Annette neckte ihn fortwährend. Ob man ihn am Morgen zurückerwarten dürfe, oder ob er vielleicht gleich als Verwalter eintreten müsse? Sie sprach das Wort „Verwalter" mit so zweideutiger Betonung aus, daß der Vielgelassene unversehens heftig auffuhr und mit der Faust auf den Tisch niederschlug. Wenn sie jetzt ihren Futterschneidstuhl nicht halte, könne er für nichts gutstehen, worauf sie sich aufs tiefste beleidigt in ihr Allerheiligstes zurückzog.

Heinrich spielte diesmal in Kasparshub nicht erst lange Versteckens, sondern öffnete ohne Umstände die unverschlossene Haustür. Er klopfte drinnen bescheidentlich an und freute sich, nun nicht mehr so verstohlen und geduckt auftreten zu müssen. Sabine gab ihm mit unbefangener Selbst-

verständlichkeit die Hand. In ihrem Wesen lag etwas Fraulich-Ernsthaftes, fast Abweisendes, so daß nicht sogleich die alte Vertraulichkeit aufkommen konnte.

Sie hatte sich recht hübsch gemacht. Zu dem knappanliegenden schwarzen Kleid mit den Aermelmuffen trug sie ein kleines weißes Halskräuschen, und die Haare hatte sie mit vieler Sorgfalt glatt gekämmt, was ihrem Aussehen in seinen Augen etwas Steifes, Festtägliches gab. Sein Herz klopfte fast hörbar. Herrgott, — so eine schöne Frau soll ich bekommen! Er mußte für Augenblicke an dieser Glücksmöglichkeit leise zweifeln.

„Hast du es also gewagt?" fragte sie in hergebracht trockener Weise. Sie schob ihm eine Stabelle hin, worauf sie eine Flasche aus dem Wandkasten nahm und ohne weiteres damit hinausging.

Wieder wollte ihn eine kleine Unsicherheit ankommen, als er jetzt so allein in der stillen Stube saß und mit scheuer Neugier Umschau hielt. Er fand, daß er auf den Raum bis heute eigentlich noch gar nie acht gegeben hatte. „Eine Stube hat vielerlei Gesichter", stellte er bei sich selber fest. „Fast wie das mit dem Weibervolk auch ist."

Da bemerkte er an der getäfelten Fensterwand über dem Tische das kleine Lebkuchenbild, sauber mit einem schwarzen Rähmchen eingefaßt, und nun war er gleich wieder beherzt.

Sie kam jetzt mit Wein zurück, stellte zwei Gläser auf und schenkte ein.

„Es wäre nicht nötig gewesen", meinte er zurückhaltend.

H. Sorestier: Immortellen.

Sie setzte sich auf die Wandbank ihm gegenüber. „Was sich schickt, das ist immer nötig", sagte sie. „Du hättest freilich nur Most bekommen, aber es ist noch ein Restchen Wein da vom Leichenmahl her, und ich kann nicht viel damit anfangen, er steigt mir gleich in den Kopf."

Nun nahm sie ihr Glas und hielt es ihm zum Anstoßen hin.

„Gesundheit!"

„Zum Wohlsein!"

Während sie sich in die Augen sahen, mußte sie leicht lächeln, tat sich aber gleich wieder Gewalt an. „Gesundheit, ja, das ist die Hauptsache. Wenn wir gesund sind, können wir es schon machen, so gut wie andere Leute auch."

Er blickte über ihren Kopf hinweg auf das an der Wand hängende Bildchen. „Es ist schön von dir, daß du es hast einrahmen lassen." Die Worte fielen zu seinem Bedauern etwas trockener aus, als sie gemeint waren.

„Manchmal denk' ich, ich nehm' es wieder weg", entgegnete sie nach einigem Nachdenken. „Ich ärgere mich immer so, wenn ich es ansehe. Halt weil vordem alles so ganz ungeschickt hat gehen müssen."

Sie schien sich auf etwas zu besinnen und stand auf. „Jetzt mußt du aber doch unseren Stall ansehen! Ich habe extra deswegen das Licht brennen lassen!" Sie holte die blankgeputzte Laterne aus der Küche und geleitete den ihr mit gemischten Gefühlen folgenden Gast durch eine Seitentür aus dem Hausgang in die Tenne hinaus, wo unter den Futterladen das duftende Heu für den Morgen zugerüstet lag; denn man hatte bereits mit der Winterfütterung begonnen.

„Noch in keinem Jahrgang haben wir so viel zu dreschen gehabt", sagte sie nicht ohne Stolz, indem sie nach der schwerbeladenen Garbendiele hinaufwies. „Vielleicht, wenn es dir paßt, kannst du dann beim Dreschen helfen, ich habe deswegen so lange gewartet und das Samenkorn mit dem Flegel ausgedroschen. Es geht ja — eigentlich — niemand etwas an, ich kann anstellen, wer mir paßt. Und mit dem Lohn werden wir auch einig werden", fügte sie mit einem lustigen Seitenblick hinzu. „Das Aufgeld darfst du jetzt gleich in Empfang nehmen!" Sie stellte die Laterne auf die Tenne hin, schlang die Arme um seinen Hals und gab ihm, auf den Zehen stehend, einen herzhaften Kuß. „Nur damit du nicht gar so hölzern in die Welt hineinsiehst!"

Er mußte sich wahrhaftig besinnen. Aber sie war schon wieder weg von ihm. „Mach' dir nichts daraus", lachte sie, „unsereins hat halt so seine Einfälle."

In dem geräumigen Stall sah es so sauber und in gewissem Sinn wohnlich aus, daß Heinrich einen Vergleich mit den Verhältnissen zu Hause nur mit heimlichem Unbehagen anstellen konnte. Die fünf Stallbewohner machten Glotzaugen und drehten gelassen die Köpfe nach dem späten Besuche um, ohne indes Miene zum Aufstehen zu machen oder sich in der beschaulichen Arbeit des Wiederkäuens stören zu lassen.

„Weißt, die fahren halt nicht auf und schießen nicht in die Ketten, wie dem Mauch seine drüben, wenn die Tür aufgeht", sagte sie mit einer kleinen Genugtuung. „Die

vorderste da ist eine Schlägerin", fing sie dann aufgeräumt vorzustellen und zu erklären an. „Man würde es ihr nicht einmal ansehen. Da muß man schon Guraschi haben, wenn man zu ihr hinsitzen will. Aber dafür schafft sie wie ein Roß, das ist auch etwas wert. — Die andere, die Braune, ist just in der gleichen Nacht, da er gestorben ist, zum Kalbern gekommen. Eine Viertelstunde, bevor es ganz mit ihm aus war, hat er noch aufstehen und nach dem Braun sehen wollen. Er hat die Worte fast nicht mehr herausgebracht, aber das hat er mir doch noch fest überbunden, ich solle doch ja der Braunen das Euter fleißig mit Grünöl einreiben, damit kein Dreistrich aus ihr werde. Ich selber hätt' umfallen und tot sein können, das wär' ihm nicht so nah' gegangen. Das Kälbchen hab' ich dann auch davongebracht, dort zu hinterst liegt's. Die Sonne und ich sind sein Doktor gewesen. Es hat mir gut getan, daß ich mich in der bösesten Zeit recht mit etwas abgeben und mir Mühe machen mußte."

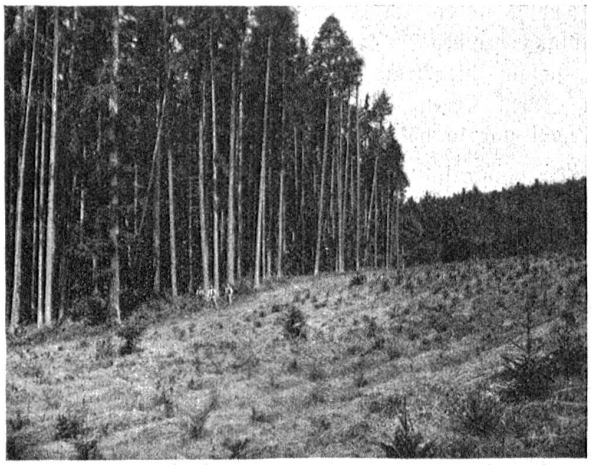
(Fortsetzung folgt.)

Unser Wald.

Von Oberförster B. Bavier, Solothurn.

Mit verschwenderischer Pracht gießt der Herbst die ganze Fülle seiner Farben aus, bis der Buchwald in feuriger Lohe entbrennt und ein einziges strahlendes Leuchten Tal und Hang vereinigt. Bald aber legen kalte, klare Nächte ihren weißen Reif über das Land, Blatt um Blatt schwebt in wirbelndem Tanze der Erde zu, nackt und kahl steht der Wald. Noch aber liegt über ihn hingegossen ein zart violetter Hauch, wie eine leise Verheißung wiedererstehenden Lebens und die sattgrünen Moose, die der Pinsel der Natur an die grauen Stämme malt, die golden rotbraune Decke, die der Herbst im Mosaik der Blätter über den Boden breitet, die zarten Schleier der Nebel, die seine Kronen in weichen Konturen verschwinden lassen, sie geben auch dem winterlichen Laubwald unbeschreiblichen Reiz. Aber gar im Frühjahr, wenn neues Leben alle Knospen sprengt, wenn am Fuß der Bäume der Teppich weißer Anemonen erblüht, dann zieht es auch den verstocktesten Griesgram hinaus, den ewigen Zauber des Erwachens der Natur zu genießen.

Was ist uns der Wald? Schutz und Schirm dem Einen, der Erzeuger des unentbehrlichen Holzes dem Andern. Beides der Allgemeinheit. Aber noch mehr: Der unvergleichliche

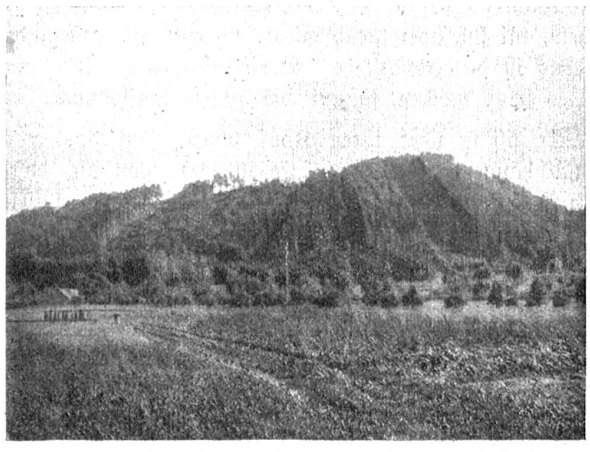


Der Kahlschlag, eine ebenso häßliche als für den Wald schädliche Wirtschaftsmethode.

Schmuck unserer Heimat, denn mit den beiden Begriffen des Schutzwaldes und des Nutzwaldes, diesen Begriffen, die immer und überall unsere wirtschaftlichen Maßnahmen im Walde bestimmen, ist die Rolle des Waldes sicher nicht erschöpft und mit seiner Bewirtschaftung ist uns ein guter Teil der Schönheit unseres Landes in die Hand gegeben.

Mehr als einmal ist unserer heutigen Forstwirtschaft schon der Vorwurf gemacht worden, daß sie den Wald habe veröden lassen. Der Wald wird in starre Formen gezwängt, jeder hohle Baum, jedes dichte Gebüsch, jeder üppig wuchernde Waldsaum wird entfernt. Dem gefiederten Volk, das den Wald mit frohem Leben erfüllt, werden die Brutstätten entzogen und die scheuen Tiere des Waldes entbehren der Dickungen, in denen sie sich heimisch und geborgen fühlen können. Waldesschönheit und Waldesleben, so sagt man wohl, sind dem starren Nützlichkeitsprinzip geopfert worden.

Als man unter dem Zwange steigenden Holzverbrauches dazu kam, die Erträge des Waldes dauernd für Kinder und Enkel sicher zu stellen, als man, kurz gesagt, anfing zu wirtschaften, statt nur planlos zu nutzen, da rückte man — lange Jahrzehnte sind es her — dem Wald mit der Schablone auf den Leib. Man rechnete und zirkelte und machte schließlich aus seinem lebendigen Organismus ein totes Rechenexempel. In langen Mahden, wie Gras unter der Sense, so sank der Wald dahin, jedes Jahr ein ausgeklügelt Stück, nicht mehr, aber auch nicht weniger als man errechnet hatte, und auf die kahle Fläche hinaus, da pflanzte man nun in geordneten Reihen die jungen Waldbäumchen, die hier, dem Mutterhause des Waldes entrissen, in der Waisenanstalt der Pflanzschule aufwuchsen und viel zu jung noch allen Unbilden preisgegeben, den harten Kampf ums Leben aufnehmen mußten. Und wirklich, des Ungemachs da draußen war kein Ende. Der Wind, der ihre Aestchen zauste, trocknete den Boden, trommelnder Regen härtete ihn zur Kruste, dürre Sommerhitze ließ sie verdorren und klirrender Frost bräunte ihre jungen Triebe. Ueppiges Unkraut drohte sie zu ersticken und vergebens suchten ihre zarten Würzelchen in den nun verhärteten Boden der Tiefe zu dringen. Allerdings, allen ging es vorerst nicht gleich schlecht. Robuster als ihre Leidensgenossen, die Buche und die Weißtanne, zeigte sich die Fichte oder Rottanne den Verhältnissen noch am besten gewachsen und rücksichtslos verdrängte sie jene alteingesessenen Holzarten aus dem sich bald zum Dickicht schließenden Jungwalde. Aber nur zu bald rächte sich die mißhandelte Natur. In den eben noch so rasch aufschießenden, scheinbar so gesunden Jungbeständen wütete oft genug Krankheit, Siechtum und rascher Zerfall. Und was wohl das Schlimmste war, man hatte mit dem Kahlschlag den Boden seiner besten Kräfte beraubt und das in ihm



Stark zerstückelter Privatwald im Kahlschlagbetrieb. Häßliches zerhacktes Waldbild.

wirkende Leben, das da die Stoffe baut, umbaut und schafft, die der Wald für sein Gedeihen bedarf, ersterben lassen. Man hatte unsere Lehrmeisterin, die Natur, aus ihrem